

KUNSTCHRONIK

MONATSSCHRIFT FÜR KUNSTWISSENSCHAFT
MUSEUMSWESEN UND DENKMALPFLEGE

MITTEILUNGSBLATT DES VERBANDES DEUTSCHER KUNSTHISTORIKER E. V.
HERAUSGEGEBEN VOM ZENTRALINSTITUT FÜR KUNSTGESCHICHTE IN MÜNCHEN
VERLAG HANS CARL, NÖRNBERG

34. Jahrgang

Februar 1981

Heft 2

SIEBZEHNTER DEUTSCHER KUNSTHISTORIKERTAG MAINZ, 22. BIS 26. SEPTEMBER 1980 „FRAGEN HEUTIGER KUNSTGESCHICHTE“

(Zweiter Teil der Resümees und Protokolle)

VORTRÄGE AM 25. SEPTEMBER 1980 (Fortsetzung)

Kunstgeschichte und Schule

Ekkehard Drefke (Brühl):

Lehrpläne und Stundentafeln des Faches Kunst in den bundesdeutschen Ländern

Unter solchen Begriffen wie Oberstufenreform, Curriculare Lehrplanung, Lernzielorientierung, schülerorientierter Unterricht, Projektunterricht u. ä. bestimmt die Bildungsreform seit 10 Jahren auch das Fach Kunst. In diesem Rahmen hat sich der Umfang des Faches bedeutend erweitert und umfaßt inzwischen alle visuell-haptischen Phänomene der natürlichen und künstlichen Welt. Das hat alle Lehrpläne seither geprägt.

Konsens für alle Schulbereiche ist die gleichzeitige Berücksichtigung von gestalterischem Tun und Reflexion als Grundprinzip des Kunstunterrichts, d. h. es wird z. B. schon in der Grundschule Bildbetrachtung an eigenen und fremden Produkten durchgeführt; aufgrund der Neuerungen der letzten 10 Jahre kommen in diesem Alter schon solche Lernbereiche wie Comics, Spielzeug, Foto und Film vor.

Besonders deutlich wird das Neue in der Orientierungsstufe. Dort wird dem Grundsatz Rechnung getragen, den gesamten Bereich der Bildlichkeit und Gestaltung zu berühren zur Erprobung für die richtige Bildungslaufbahn des Schülers.

In der Sek I ist der Kunstlehrplan in vielen Bundesländern mit den einzelnen Schulformen koordiniert oder sogar gleichlautend formuliert. Für den gymnasialen Bereich wird durchgehend auf eine genaue und umfangreiche Ausarbeitung der Richtlinien Wert gelegt. Theorie allgemein und Bildbetrachtung speziell nehmen vor allem die Form exemplarischer Bearbeitung für ein Einzelproblem an, selten

werden Sequenzen zu einem umfangreichen Themengebiet über einen längeren Zeitraum hinweg behandelt.

Die Sek II ist geprägt durch die Oberstufenreform, Kunst wird wie jedes andere Fach auch 3-stündig in Grundkursen und 6-stündig in Leistungskursen unterrichtet, in beiden Kursbereichen finden schriftliche Klausuren statt. Die für 1983 vorgesehene Verbindlichkeit einer einheitlichen Abiturprüfungsordnung für alle Bundesländer bedingt, daß die Lehrpläne anspruchsvoll und fast lehrbuchartig verfaßt sind. Werkbetrachtung wird hier vor allem in Form von Problemreihen und nicht historisch-epochenartig durchgeführt (Beispielthema: die Darstellung der Frau in der Kunst und in den Massenmedien). In den Richtlinien und Lehrplänen aller Bundesländer für die Sek II wird der Diskussion über den Realitätsbezug von Lehrstoff für Schüler Rechnung getragen, das heißt u. a., Berücksichtigung von Gebieten wie Massenmedien, Design, Umweltgestaltung. Nach wie vor wird aber der theoretische Unterricht in enger Verknüpfung und Durchdringung mit der gestalterischen Praxis durchgeführt, und auch über diese produktiven Phasen oder Unterrichtsreihen werden Klausuren angefertigt.

Das Hauptproblem der Kunsterziehung besteht in der ständig fortschreitenden Beschneidung des Faches in den Stundentafeln der Bundesländer. Die geforderte 2-Stündigkeit in allen allgemeinbildenden Schulen muß durch den Fachverband BDK, einer viel zu kleinen Lobby, ständig verteidigt werden, in den letzten Jahren in 8 Bundesländern.

Eine weitere Schwierigkeit ist der Ausfall des Faches wegen Personalmangels, in vielen Ländern bis zu 30 % oder der nicht qualifiziert erteilte Unterricht. Die erhöhten Anforderungen an das Fach — ein Fach ohne eigenes Lehrbuch und mit überall nur unzureichender Hochschulausbildung — vor allem auch im kunstwissenschaftlichen Bereich — machen besonders deutlich, was die Kunsterzieher den Kunsthistorikern gegenüber auf dem Herzen haben: Mehr Zusammenarbeit für die Belange einer gemeinsamen Sache, mehr wissenschaftliche Hilfen von Seiten der Kunstwissenschaft und Kunstgeschichte — das wären Stichworte für eine Diskussion aus der Sicht von Kunsterziehern.

Hartmut Biermann (Mainz):

*Kunstgeschichte in den Lehrplänen des Landes Rheinland-Pfalz
(Das Resümee lag bei Redaktionsschluß nicht vor).*

Uwe Westfeling (Köln):

Kunstgeschichte als Lehrstoff und die Vermittlungsinhalte der Museumspädagogik

Im Bereich der ästhetischen Erziehung werden große Defizite unserer Bildungsplanung verzeichnet. Welche Probleme des Kunstunterrichts liegen hier vor? Weshalb zeigt die Zusammenarbeit von Schule und Museum nur einen Teil ihrer möglichen Entfaltung? Welche Fragen ergeben sich für die Kunstgeschichte als Wissenschaftsfach und für das Museum als Institution?

I. Kunstunterricht und Kunstgeschichte bewegen sich gegenwärtig nur zu einem Teil im selben Bereich. Seit der Wende der Curriculumplanung in den 60er Jahren (von inhaltlich definierten zu lernzielbezogenen Orientierungen) spielen für den analysierend-betrachtenden Teil des Kunstunterrichtes Fragen des historischen und gesellschaftlichen Zusammenhanges, der Wirkungsabsichten und der Herstellungsbedingungen eines Werkes eine entscheidende Rolle. Die Objektbereiche schließen Medien, Trivialformen und Fragen der Lebensumwelt des Schülers ein. Dagegen treten z. B. stil- und epochenbezogene Fragen kaum auf. Begriffe wie Sensibilisierung und Emanzipation bestimmen allgemeine Bildungsziele. Kann Kunstgeschichte in ihrer bisher typischen Form Kern eines in diesem Sinne für die Öffentlichkeit wirksamen Bildungsfaches sein? Hat sie eine Vorstellung von der Breitenwirkung ihrer Forschung und bezieht sie eine solche Breitenwirkung in ihre Planungen ein? Dann müßte sie z. B. ihre Fragestellungen erweitern und Bereiche wie Wahrnehmungspsychologie, Medienforschung und Kunstsoziologie stärker berücksichtigen.

II. Museen als informierende und bildende Institutionen können für den Schulunterricht ein wichtiger öffentlicher Lernort sein, und besonders empfiehlt sich als Partner der Schule die Museumspädagogik. Diese hat dabei durchaus ihre eigenen Probleme, was z. B. die Einbindung in die Museumsstruktur und das Feld des Berufsbildes und der Berufsausbildung betrifft. Gegenüber einer eng auf den Lehrplan bezogenen Arbeitsweise, die schulische Zielsetzungen weiterführt und das Museum als Instrument einsetzt, verspricht eine mehr auf das Museum bezogene Vermittlung eine besondere Wirksamkeit der Erfahrungsmöglichkeiten, die in der Begegnung mit dem Originalgegenstand in der Schausammlung stecken. Gegenüber dem oft als eingeeengt charakterisierten Arbeitsrahmen der Schule kann hier ein Freiraum für sinnfällige, interdisziplinäre und kreative Lernformen geschaffen werden. Das Objekt wird mit der ganzen Vielfalt seiner Bedeutungszusammenhänge („polyfunktional“) wirksam und erschließt Wege zur Fähigkeit, sinnliche Erfahrung bewußt zu genießen und kritisch bewußt zu machen.

III. Welche Vermittlungsformen kann die Museumspädagogik für den Schulunterricht anbieten, und welche Ansprüche der Schule ergeben sich gegenüber dem Museum?

Vermittlungsformen: Starke Betonung des Gesprächs- und Diskussions-Charakters für den Unterricht im Museum; Förderung spontaner Begegnung und intensiver Wahrnehmung, Spielaktivitäten (Such-, Beobachtungs- oder Identifikations- und Rollenspiele); Arbeitsmaterialien (auch für Vor- und Nachbereitung im Unterricht); Einbeziehung eigener praktischer Tätigkeit, evtl. Vermittlerrolle von Künstlern im Kunstmuseum.

Museumsvoraussetzungen: Informationssysteme, die publikumsnah und mit unterschiedlichen Zugängen die Schausammlung erschließen; eine Gesamtatmosphäre, die Schwellenscheu abbaut und Kommunikation fördert; Räume für Medienarbeit, spezielle Unterrichtsformen und besondere Aktivitäten; evtl. Möglichkeiten, Objekte für spezielle Unterrichtszwecke besonders zu präsentieren, Depotbestände

hinzuzuziehen oder Gegenstände für haptische Erfahrung bereitzustellen, Anschauungsmaterial für künstlerische Techniken und Restaurierung.

Solche im Sinne eines erfolgreichen Zusammenwirkens von Schule und Museum formulierten Vorschläge sind nicht nur spezielle Wünsche aus dem Blickwinkel der Unterrichtsbereicherung, sondern es geht dabei um allgemeine Umriss für ein Museum, das ausdrücklich ein Ort lebendiger Erfahrung und vielfältiger menschlicher Begegnung sein will.

Forschungsplanung

Georg Kauffmann (Münster):

Die Notwendigkeit von Forschungsplanung

Kunstgeschichte ist Leistung des Einzelnen, der in freier Wahl sein Thema sucht und bearbeitet. Deshalb widerstrebt die Kunstgeschichte (wie alle Geisteswissenschaften) einer wenn auch lockeren Planung entschiedener als etwa die Naturwissenschaften. Gleichwohl zeigt sich, daß die Geisteswissenschaften planungsfähiger geworden sind. Es ist heute anerkannter Grundsatz, daß sich der Wissenschaftler, sofern er öffentliche Mittel beansprucht, eine Kontrolle seiner Arbeit gefallen lassen muß. Zu diesem Zweck hat die Wissenschaft in ihren verschiedenen Instanzen eine differenzierte Selbstkontrolle entwickelt. Diese rekurriert auf Planungsvorgänge. Außerdem muß moderne Forschung koordiniert, Tendenzen zum Sektierertum wie zum Dogmatismus sollen kenntlich, neue Forschungsgebiete faßbar gemacht werden. Auch dabei wird Planung in Gang gesetzt. Schließlich wird Planung nötig durch die Interdisziplinarität, wie sie insbesondere in den durch die DFG geförderten Sonderforschungsbereichen geübt wird. Fassen wir diese Gesichtspunkte zusammen, ergibt sich auch für die Kunstgeschichte die Notwendigkeit zur Forschungsplanung, und zwar insbesondere, wenn es sich um Gruppenarbeit („teamwork“) oder um Langzeitvorhaben handelt (wie sie z. B. die Akademien betreuen), oder wenn Förderungsmittel in Anspruch genommen werden, die eine exakte Darlegung der Ziele, der zu erwartenden Ergebnisse sowie eine Kalkulation in zeitlicher wie finanzieller Hinsicht erforderlich machen.

An der Förderung hat sich überhaupt das Problem der Forschungsplanung in den Geisteswissenschaften entwickelt. Seit Jahren tragen die Empfehlungen des Wissenschaftsrates den Charakter einer Empfehlung zur Förderung auf der Grundlage von Planung. Vor fast 30 Jahren erkannte man bei der DFG, daß die Förderung der Geisteswissenschaften Planungsvorgänge voraussetzt. So sah sich auch die Kunstgeschichte vor die Notwendigkeit versetzt, wenn sie Förderung suchte, Rückstände nachzuweisen, und die Notwendigkeit von Forschungsplanung ergab sich hier aus der Frage des Förderungswilligen, wo denn die Lücken seien (vgl. G. Hess: Die Förderung der Forschung und die Geisteswissenschaften, Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, G 116, Köln-Opladen 1964). Jeder weiß, daß die Beantwortung dieser Frage nach den Lücken nicht immer leicht ist. In der Kunstgeschichte ergeben sich dabei heute besondere Probleme aus dem

Umstand, daß der geistige Zusammenhalt des Faches nachgelassen hat. Bei einem definierbaren Stand des Wissens kann zwischen sinnvollen und sinnlosen Fragestellungen unterschieden werden, bei uns dagegen werden gegenwärtig — man vergleiche die jährlichen Dissertationenlisten — alle beliebigen Fragestellungen durchprobiert, weshalb Forschungsfronten kaum auszumachen sind (hierzu: H. v. Alemann: Der Forschungsprozeß, Stuttgart 1977, 250 f). Allerdings hat man bei der Beurteilung dieser Lage im Auge zu behalten, daß beim wissenschaftlichen Fortschritt zwischen exogenen und endogenen Impulsen unterschieden werden muß. Exogen sind von außen kommende Anregungen, wie sie z. B. von seiten des Staates den Denkmalfleger betreffen oder von seiten der Naturwissenschaft die Restauratoren. Diese exogenen Impulse, die dann im Endeffekt auch wieder dem Geisteswissenschaftler die Erkenntnismöglichkeiten erweitern, lassen sich leichter in Planungsprozesse einordnen. Endogene Impulse dagegen kommen aus der Wissenschaft selbst und sind viel schwerer zu erfassen.

Insgesamt wäre festzustellen, daß die Kunstgeschichte gegenüber anderen geisteswissenschaftlichen Fächern ins Hintertreffen geraten ist. Immer wieder kommt es vor, daß kunstgeschichtliche Projekte vor allem wegen ihrer unzulänglichen Vorbereitung nicht gefördert werden. Wir betreiben keinen einzigen Sonderforschungsbereich und pflegen nur ein langfristiges Akademieprojekt (das Corpus Vitrearum). So gerät die Kunstgeschichte in Gefahr, angesichts der gegenwärtigen Wissenschaftsentwicklung, die durch Konzentrationsvorgänge gekennzeichnet ist, ins Abseits zu geraten. Unser aller Ziel sollte es sein, Kontinuität und Kumulativität der kunstgeschichtlichen Forschung zu erhalten und zu stärken. Dieser Appell richtet sich auch an unsere Forschungsinstitute (vgl. E. K. Scheuch und H. v. Alemann (Hrsg.): Das Forschungsinstitut. Formen der Institutionalisierung von Wissenschaft, Erlangen-Nürnberg 1978). Sie haben keine eigene Methodendiskussion entwickelt und wenig Eigenes zur geistigen Fortentwicklung des Faches beigetragen, sie sind — mit anderen Worten — der Universitätswissenschaft verpflichtet. Da ohnehin, wenn heute von Forschung die Rede ist, in erster Linie die Universitätsforschung anvisiert wird (vgl. Bundesminister Schmude am 25. 6. 1978 vor der DFG; Forschungsbericht des Landes Nordrhein-Westfalen 1980, u. a.) müßten sich die Forschungsinstitute ermutigt fühlen, den seit langem als nicht ausreichend anzusehenden Kontakt mit den Universitäten zu intensivieren. Andernfalls könnte sich hier eine Gefahr entwickeln, die für die Forschungsinstitute die Überlebensfrage stellt (vgl. O. Pöggeler: Fragen der Forschungspolitik gegenüber den Geisteswissenschaften, Vorträge der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften, G 242, Köln-Opladen 1980).

Peter Bloch (Berlin):

Der Deutsche Verein für Kunstwissenschaft

Im Jahre 1908 wurde von Wilhelm von Bode der Deutsche Verein für Kunstwissenschaft gegründet, als eine private Vereinigung, die in großem Stile systematische

Forschung im Auge hatte. Ziel des Deutschen Vereins war die Erfassung und Herausgabe der „Monumenta artis Germaniae“ (in Parallele zu den Monumenta Germaniae historica), die innerhalb einer Generation erarbeitet und publiziert sein sollten. Die Sektionen Baukunst — Skulptur — Malerei — Kunstgewerbe wurden von den bedeutendsten Gelehrten jener Zeit betreut, darunter Georg Dehio, Paul Clemen, Adolph Goldschmidt, Max Dvorak, Georg Swarzenski, Max Friedländer, Franz Wickhoff, Karl Koetschau, Otto von Falke. Dank erheblicher finanzieller Mittel konnten Forschungsaufträge erteilt oder Forschungen finanziell unterstützt werden. Was so zustandekam, hat den Rang der deutschen Kunstgeschichte geprägt. Erinnert sei an die Corpus-Edition der Elfenbeinskulpturen (Goldschmidt und Weitzmann), der Schaumünzen (Habich), der karolingischen Miniaturen (Köhler), der Bronzegeräte des Mittelalters (Falke und Meyer), Standardwerke, die heute im Reprint wiederaufgelegt oder fortgesetzt werden. Zwei weitere der ursprünglich geplanten Projekte wurden erst 1934 verwirklicht: die Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft (begonnen von Karl Koetschau) und das Schrifttum zur deutschen Kunst (begonnen von Hans Kauffmann).

Durch den ersten Weltkrieg wurde die systematische Erarbeitung der „Monumenta artis Germaniae“ unterbrochen, in den folgenden Jahrzehnten mehrten sich die Schwierigkeiten. Was dennoch im Laufe einer nunmehr siebzigjährigen Geschichte zustandekam, war die Publikation von etwa 250 „Denkmälern deutscher Kunst“ oder „Forschung zur deutschen Kunstgeschichte“. Sie erschienen seit 1916 im Selbstverlag und erscheinen seit 1964 im Deutschen Verlag für Kunstwissenschaft GmbH, dessen Gesellschafter zu gleichen Teilen der Deutsche Verein und der Gebrüder Mann Verlag sind.

Fragt man nach den Chancen von Forschungsplanung im Rahmen eines privaten Gremiums heute, so muß zugegeben werden, daß die hochgemuten Ziele der Gründerjahre so nicht mehr zu verwirklichen sind. Dennoch behält die Initiative eines von Mitgliedern getragenen Vereins und seines Verlages inmitten staatlicher und kommerzieller Institutionen ihr großes Gewicht. Über Vorstand, wissenschaftlichen Beirat oder einzelne Mitglieder werden Forschungen angeregt oder Forschungsergebnisse übernommen, unabhängig von Bedingungen der Tagespolitik oder der Auflagenhöhe, also ausschließlich unter fachimmanenten Gesichtspunkten, die sich in dem von den Begründern vorgegebenen Rahmen der Denkmäler-Edition zur deutschen Kunst fügen. Hier hat der Deutsche Verein für Kunstwissenschaft heute noch und heute wieder seinen sinnvollen und ertragreichen Platz. Wie solche nationalen in übernationale Unternehmungen hineinwachsen können, erweist das Corpus vitrearum medii aevi.

Soll der Verein angesichts zunehmender staatlicher Eingriffe sowie der Kostenexplosion im grafischen Gewerbe seinen zunehmend wichtigen und zugleich schwierigen Part im Bereich systematischer Forschung weiterspielen, so bedarf es einer Vermehrung, Verjüngung und Aktivierung seiner Mitglieder. Zur Zeit sind es etwa 1550 Mitglieder. Für den Jahresbeitrag von DM 65.— erhält jedes Mitglied die Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft und eine Jahresgabe

(1978/79: Sigfried Asche, Balthasar Permoser, 1980: Winfried Nerdinger, Rudolf Belling, 1981/82: Gert von der Osten, Hans Baldung Grien, das malerische Werk). Alle übrigen Publikationen des Deutschen Verlages, die zumeist mit Druckbeihilfen der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert werden, können die Mitglieder mit einem Rabatt von 20 % erwerben. Es soll, so wurde abschließend und mit Überraschung festgestellt, einige Fachkollegen geben, die dem Deutschen Verein für Kunstwissenschaft noch nicht beigetreten sind.

Erwin K. Scheuch (Köln):

*Organisation der Forschung in den Sozial- und Geisteswissenschaften
— Gemeinsamkeiten und Unterschiede*

Die empirische Forschung in den Sozialwissenschaften hat eine Geschichte von ca. 150 Jahren, als Sozialstatistik eine noch viel längere. Wiederholt scheiterten jedoch die Versuche einer allgemeinen Institutionalisierung — in Deutschland zweimal: Kurz nach der Jahrhundertwende und erneut in den 20er Jahren, obwohl einige der deutschen Forschungsinstitute ihre Geschichte bis in diese Zeit zurückrechnen. So ist der Zeitraum für Belege über organisatorische Aspekte der Forschung in den Sozialwissenschaften etwas knapp, wenn die Aussagen als bleibende Eigentümlichkeiten dieser Disziplinen verstanden werden. Da das meiste in Deutschland sich nach 1950 ereignete, in den USA ab ca. 1930, kann hier noch vieles anders werden.

Drei grundlegende Unterschiede in der Situation der verschiedenen Sozialwissenschaften scheinen organisatorische Konsequenzen zu haben: Zunächst die Angewiesenheit auf Massendaten oder nicht; und dann die Notwendigkeit eigener Datensammlung zusätzlich zu denen, die als Produkt von Administrationen anfallen. Das Angewiesensein auf Massendaten hat Organisation und Kodifizierung von Techniken zur Konsequenz. Die Ausbildung von Techniken kann so spezialisiert werden, daß es auch in der Forschung eines Faches zur Arbeitsteilung kommt. Sind die Daten zudem ziemlich gleichförmig und werden sie kontinuierlich nachgefragt, so hat sich das Forschungsinstitut mit einer Mischung akademischen und nicht-akademischen Personals als besonders geeignet erwiesen. Die Wirtschaftswissenschaften arbeiten oft in diesem Bedingungsranz und bei ihnen ist das Institut, das fortlaufend Ergebnisse als Dienstleistung anbietet, die wichtigste organisatorische Form für institutionalisierte Forschung.

Für die Soziologie treffen einige der genannten Bedingungen nicht zu: Im Vordergrund stehen hier Daten, die spezifisch selbst beschafft werden müssen. Vorläufig differieren sie noch von Studie zu Studie und werden meist nicht als Dienstleistungen von außen nachgefragt. Hier herrscht Forschung im Sinne des Projekts vor, wenngleich es in den Instituten eine Kontinuität von Projekten gibt. Nur in Instituten ist eine zureichende Mischung von spezialisierten technischen und substantiellen Fähigkeiten zu halten. Forschung als jeweilige ad hoc Organisation von Projektgruppen hat sich nicht bewährt und brachte schon der Frühzeit der Forschung große Schwierigkeiten. Die Bündelung von Projekten in Instituten bringt allerdings

auch ein schwerwiegendes Problem: Die Dauerbeschäftigung eines Stabes zwingt zur Projekterfindung um der Beschäftigung willen. Kreative Forschung verlangt dagegen eher ein Denken in einzelnen Projekten. Adorno war ein bitterer Kritiker des Institutsbetriebs.

Ein Teil der technischen Fähigkeiten von Sozialwissenschaften, insbesondere der Ökonomie und der Soziologie, wird als Dienstleistung im Besorgen von Daten für praktische Zwecke nachgefragt. Speziell die Soziologie ist eine Art Heimat für das Ausbilden von Fähigkeiten der Ermittlung bei Individuen. Am bekanntesten und wohl auch am wichtigsten sind die Institute für Markt- und Meinungsforschung, die aber bezeichnenderweise aus dem großen Katalog der Forschungstechniken sowohl für Datensammlung wie auch für Datenanalyse nur jeweils einen Teil anbieten — immer nur dann, wenn die Technik als bloße Technik standardisiert erlernt werden kann.

Besonders vielfältig ist die Erscheinungsform der politischen Wissenschaft. Als Wahlanalyse arbeitet sie mit wiederkehrend-anfallenden Daten in einfachster Ausprägung; als Verhaltenslehre ist die Grenze zur Soziologie kaum auszumachen; als Parlamentsanalyse und allgemeiner als Untersuchung von Ereignissen arbeitet sie mit Fallstudien in oft hermeneutischer Art. Bisher haben sich diese verschiedenen Vorgehensweisen gegenseitig in ihren Ergebnissen nicht sonderlich befruchtet; dies sind noch Forschungen auf verschiedenen Bühnen mit jeweils anderem Publikum.

Bei allem szientistischen Selbstverständnis in den Sozialwissenschaften, insbesondere auch in der Soziologie, ist für eine umfangreiche Stützung durch Förderorganisationen und für breites Interesse der Öffentlichkeit das Besorgen von Fakten entscheidend. Vor diesem Hintergrund einer permanenten Auskunft an die Öffentlichkeit und Institutionen kann dann Wissenschaft nach innerwissenschaftlichen Maßstäben getrieben werden. Praxisnahe Forschung ist als hochschulfreie, ja kommerzielle Forschung erfolgreich betrieben worden, Forschung ohne unmittelbaren Praxisbezug kann auf Einbindung in die Hochschule nicht verzichten. In verschiedenen Ländern sind dafür verschiedene Lösungen gefunden worden, wobei das deutsche universitäre Forschungsinstitut mit Drittmittelfinanzierung durch eine Mischung von Trägern eine gute Lösung war.

Es besteht in manchen Bundesländern, jetzt auch in Nordrhein-Westfalen, die Gefahr, daß Hochschulen zu Fachschulen gemacht werden, an denen selbstverständlich diese Art von Forschung nichts verloren hat. Eine Abwanderung in große hochschulfreie Institute hat bisher für die Kreativität Nachteile gebracht und lediglich begrenzte Vorteile in der Beschaffung von Fakten für Administration und Herrschaft bei solchen Sachverhalten, die als Anwendung von Routinewissen gedeutet werden. Anderes Wissen bliebe dann ausgeblendet.

*Rüdiger Becksmann (Stuttgart):
Das deutsche Corpus Vitrearum Medii Aevi*

Die Erforschung der mittelalterlichen Glasmalerei hat als spezielle Forschungsaufgabe in Deutschland eine Geschichte, die weit hinter die seit 1952 erfolgreich

praktizierte internationale Zusammenarbeit unter dem Signum *Corpus Vitrearum Medii Aevi* zurückreicht. Zunächst wurde diese Vorgeschichte (vgl. S. Waetzoldt, in: *Vitrea dedicata*, Berlin 1975, S. 11—19) im Hinblick auf das Thema der Sektion kritisch durchleuchtet. Es wurde auch nicht verhehlt, daß der Arbeit am deutschen CVMA bis zur Gründung der Arbeitsstelle durch den Deutschen Verein für Kunstwissenschaft (vgl. R. Becksmann, in: *Kunstchronik* 24, 1971, S. 253—258) die technische und organisatorische Basis gefehlt hat und daß das offensichtliche Mißverhältnis zwischen Aufwand und Leistung in den Jahren 1954—1970 wesentlich auf einer Fehleinschätzung der zu leistenden Arbeit beruhte. In den vergangenen zehn Jahren wurde nun ein auf die spezifische Forschungs-, Publikations- und Archivaufgabe abgestimmtes Instrumentarium geschaffen, das der Verschiedenartigkeit der zu bearbeitenden Denkmäler Rechnung trägt und dennoch allen zukünftigen Bänden ein einheitliches Erscheinungsbild sichern wird. Hierzu wurden auf der Grundlage der internationalen Richtlinien differenzierte Arbeits- und Editionsregeln entwickelt, die nicht nur der Gliederung und Proportionierung der Texte, sondern auch der Organisation der Bebilderung dienen. Erstes Ergebnis dieser Bemühungen ist der 1979 erschienene Band Baden/Pfalz. Nicht zuletzt wird die dort sichtbar werdende Disziplinierung aller Arbeitsvorgänge von der Objekterfassung bis zur Endredaktion die Arbeitsstelle in die Lage versetzen, bis 1985 vier weitere Corpusbände herauszubringen und den zeitlichen Abstand von Band zu Band somit entscheidend zu verringern. Abschließend wurde noch auf grundsätzliche Probleme langfristiger Forschungsplanung eingegangen. Anlaß zu größter Sorge bereitet der wissenschaftliche Nachwuchs, der kaum noch in der Lage ist, den komplexen Anforderungen einer Forschungsaufgabe wie der des CVMA gerecht zu werden. Hinzu kommt, daß der Bereitschaft zu idealistischer Hingabe an eine derartige Aufgabe und der hierzu erforderlichen unzeitgemäßen Ausdauer keine entsprechende Honorierung gegenübersteht. Vielmehr wird die Tätigkeit an einem Forschungsinstitut gegenüber der Tätigkeit an der Universität, die einmal der Ort solcher Forschungsaufgaben war, unterbewertet. Eine nicht zu unterschätzende Qualität liegt jedoch in der weitgehenden Selbständigkeit eines Forschungsinstitutes, das in sachbezogener Freizügigkeit bei kommunikativer Zusammenarbeit der wissenschaftlichen und technischen Kräfte einander befruchtende fächerübergreifende Leistungen hervorzubringen vermag. Im Rahmen des neuen, von Bund und Ländern gemeinsam finanzierten Akademieprogramms haben nunmehr die Akademien für viele langfristige Forschungsunternehmen, so auch für das deutsche CVMA, Schutzmantelfunktionen übernommen. Die Leistungsfähigkeit und damit die Zukunft dieser stets von einzelnen Forschern geprägten Unternehmen wird wesentlich davon abhängen, wie weit es in diesem Rahmen gelingt, die für den Fortbestand des einzelnen Unternehmens jeweils notwendige organisatorische und wissenschaftliche Selbstverantwortlichkeit gegen bürokratische Eingriffe abzusichern.

*Otto Pöggeler (Bochum):
Möglichkeiten der Forschungsförderung für die Kunstgeschichte*

Wenn ich diese Diskussion mit ein paar zugespitzten Bemerkungen unterstützen darf, möchte ich beginnen mit einer Frage zur Anlage des Kolloquiums: auch die Kunsthistoriker müssen, so glaubt man, zu stärkerer Forschungsplanung kommen; können sie sich da nicht orientieren an dem, was in den letzten Jahrzehnten (in Amerika noch mehr als bei uns) erforderlich gewesen ist, an den Sozialwissenschaften? In einem bezeichnenden Schwanken spricht die Deutsche Forschungsgemeinschaft in ihren Tabellen einmal von Geisteswissenschaften, dann von Geistes- und Sozialwissenschaften oder Geistes- und Gesellschaftswissenschaften. „Geist“ ohne Zusatz meint bei Hegel die ökonomische und politisch-rechtliche Sphäre; Dilthey (was man über ihn auch sage) nimmt die Ökonomie als Modell der Geisteswissenschaften. Seit einiger Zeit dagegen versteht man unter den Geisteswissenschaften Gebildewissenschaften (etwa von den Gebilden der Kunst); dieser Sprachgebrauch aber ist ein Mißbrauch. Zum Geist gehört die soziale Sphäre, doch können die Sozialwissenschaften sich methodisch emanzipieren: durch Ausblendung der Geschichtsbestimmtheit. Gerade das aber ist für die Kunstgeschichte kaum möglich, und so muß eine kunsthistorische Forschungsplanung sich an der eigenen Tradition, nicht an sozialwissenschaftlichen Instituten, orientieren.

Der Trend zu den Sozialwissenschaften scheint jedoch allgemein zu sein. So hält der Tätigkeitsbericht der DFG für 1979 für das sog. Schwerpunktverfahren fest, daß die schon früher sichtbare Verschiebung von den Geisteswissenschaften zu den Sozialwissenschaften anhalte. „Für die Geisteswissenschaften im engeren Sinne scheint das Normalverfahren die bestgeeignete Förderungsform zu sein.“ Das Normalverfahren einer ehemaligen Notgemeinschaft der Wissenschaft ist „normal“, weil es ohne Planung bleibt. Wenn die Kunstgeschichte eine Geisteswissenschaft in diesem Sinne ist, dann können wir das Kolloquium beenden. Aber das wäre eine arge Fehleinschätzung der Situation.

Die Kunstgeschichte ist als Fach der Universität des Humboldtschen Typs in wenigen Generationen aufgebaut worden, aber zusammen mit den Sammlungen und Museen. Wenn heute die Humboldt-Universität der Vergangenheit angehört, sind Umstrukturierungen nötig. Ein Beispiel dafür ist das Akademienprogramm der langfristigen geisteswissenschaftlichen Projekte (das nun nach § 91 b unseres Grundgesetzes als Gemeinschaftsaufgabe von Bund und Ländern betrieben wird). Erst vor zehn Jahren hat die DFG damit begonnen, ihre Langfristvorhaben festzustellen; von 200 registrierten hat sie jetzt 20 an die Akademien abgegeben. Ein solches Projekt ist z. B. das Corpus der mittelalterlichen Glasmalereien, doch gibt es Projekte anderen Typs. Z. B. verdankt sich Degenharts Corpus der italienischen Handzeichnungen ganz der Initiative eines Einzelnen; es wurde von 1932 bis 1950 ohne Förderung aufgebaut und soll nun bis 2020 in 20 Bänden erstellt werden. Zu einem wiederum anderen Typ gehört das Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte (von der DFG und dem Freistaat Bayern gemeinsam getragen); seine Fertigstellung ist bis 2052 geplant... Das Akademienprogramm wie die DFG-Förde-

rung sind für Archäologie und Kunstgeschichte sekundär, da diese Fächer Museen mit eigener Forschung und auch Forschungsinstitute haben; die DFG trägt nur Spitzenbelastungen. So gibt es lebhaftere Aktivitäten zugunsten dieser Projekte in der Musikgeschichte oder der Philosophiegeschichte, eine neue Aufgabenverteilung zwischen Literaturarchiven, einem Universitätsmassenfach und zusätzlicher Förderung in der Germanistik, aber kaum forschungspolitische Aktivitäten, die von der Kunstgeschichte ausgehen. Hier halten sich gerade die Forschungsinstitute zurück (auch auf diesem Kolloquium). Mögen die Kunsthistoriker auch ihre „Monumenta“ erstrebt haben — die koordinierende Kraft eines Monumenta-Instituts fehlt bei ihnen.

Sammeln und Sichten sind wichtig, aber sie können auch auswuchern; vor allem kann eine phantasielose Forschungspolitik den materialerschließenden Projekten das Geld nur deshalb geben, weil größere Summen und vielleicht sogar ein Apparat gefordert werden. Wenn heute selbst im Alltag das Visuelle gegenüber dem Schriftlichen so stark vordringt, wenn unklar geworden ist, was eigentlich Kunst ist, dann wäre diese Frage — was für uns heute Kunst ist — vor allem zu diskutieren. Verfahren für einschlägige Projekte gäbe es, aber sie werden nicht beansprucht. Es gibt auch bedeutende interdisziplinäre Projekte unter Beteiligung von Archäologen und Kunsthistorikern (z. B. antike Stadt und Nekropolenforschung, Wiener Ringstraße); aber im allgemeinen ist die Beteiligung von Kunsthistorikern etwa an historischen Sonderforschungsbereichen gering. Der Tourist, der nach Ostasien fährt, kann sich beim Kunstgenuß auf eine spezialisierte Kunstgeschichte stützen; doch gibt es auch eine universale Kunstgeschichte, die z. B. dortige unvollendete Formen mit den unseren vergleicht? Hier hinkt die Kunstgeschichte um einige Jahrzehnte hinter dem Leben her; aber die Stunde der forschungspolitischen Korrektur dieses Defizits ist wohl zuerst einmal verpaßt worden.

*Cord Meckseper (Hannover):
Bestandsaufnahme mittelalterlicher Adelssitze (Burgen) in der
Bundesrepublik Deutschland*

Das mit Mitteln der Stiftung Volkswagenwerk vom Institut für Bau- und Kunstgeschichte der Universität Hannover durchgeführte Vorprojekt sollte die Möglichkeiten einer schnellen Erfassung und wissenschaftlichen Erschließung aller Burgen nach dem neuesten Forschungsstand untersuchen. In seinem Rahmen wurde der Stand bereits vorliegender Untersuchungen und Bestandsaufnahmen analysiert, die Gesamtzahl der bekannten Burgen (definiert als „befestigter Wohnsitz eines Adligen“: 15 490, unter Einbeziehung aller vor- und frühgeschichtlichen Anlagen 17 110; jeweils als Hochrechnungswerte) ermittelt, zwei Dokumentationsmodelle erarbeitet und anhand von 15 Beispielen erprobt, schließlich ein Organisationsmodell für die Erfassung erstellt. Auf einem interdisziplinären Symposium wurden die Ergebnisse von Vertretern der Bau- und Kunstgeschichte, allgemeinen Geschichte, Landesgeschichte, Vor- und Frühgeschichte, historischen Geographie und Denk-

malpflege diskutiert und Mindestkriterien für eine Erfassung festgelegt. Ergebnis war die präzierte Form eines nach Bundesländern gegliederten Lexikons mit einführenden Aufsätzen zur Forschungslage und offenen Problemstellungen. Ziel der vorgeschlagenen Erfassung ist nicht die vollständige Aufarbeitung und Dokumentation im Sinne eines Vollinventars, vielmehr eine möglichst genaue Erschließung des derzeitigen Forschungsstandes als Grundlage für die wissenschaftliche Weiterbearbeitung, vergleichbar dem „Katalog der vorromanischen Kirchenbauten“. Hingewiesen wurde auf die Probleme einer möglichen Kollision mit der Inventarisierung der staatlichen Denkmalpflege und die Frage gestellt, unter welchen Bedingungen es Aufgabe der Hochschulforschung sein kann oder darf, vertiefte Vorarbeiten für eine Erfassung einzelner Baugattungen durchzuführen.

Der Abschlußbericht für die Stiftung Volkswagenwerk liegt als Institutspublikation vor.

Walter Borst (Hannover):

Die Forschungsförderung der Stiftung Volkswagenwerk

Die Stiftung Volkswagenwerk ist vor knapp 20 Jahren von der Bundesregierung und der Regierung des Landes Niedersachsen errichtet worden; beide Regierungen berufen auch das Stiftungskuratorium. Dennoch versteht sich die Stiftung als staatsunabhängig; sie ist und handelt autonom. Die Stiftung schöpft ihre Förderungsmittel vor allem aus der Anlage des Stiftungskapitals von inzwischen 1,3 Milliarden DM. Eine nicht ganz so ergiebige und zuverlässige Quelle sind daneben Ausschüttungen des Volkswagenwerkes, die satzungsgemäß der Stiftung zugute kommen; insofern ist die Stiftung am Geschäftserfolg des Volkswagenwerkes lebhaft interessiert, doch ist sie sonst vom Volkswagenwerk gleichfalls unabhängig, und sie fördert die VW-Forschung mit keiner Mark. Die Stiftung kann mittlerweile mit jährlich gut 100 Mio DM Förderungsmitteln rechnen. In einer Weltstatistik der Stiftungen stände sie damit hinter der Ford- und vor der Rockefeller-Stiftung auf dem zweiten Platz.

Der wohl wichtigste Grundsatz der Stiftung Volkswagenwerk ist, ihre Förderungsarbeit auf bestimmte Schwerpunkte zu beschränken. Wie ein Seitenblick auf das 800 Millionen-Budget der Deutschen Forschungsgemeinschaft veranschaulicht, würde sich die Stiftung übernehmen, wenn sie die Wissenschaft in deren ganzer Auffächerung fördern wollte. Selbstverständlich ist das Schwerpunktprinzip nicht frei von Nachteilen. Auch wir sehen das Risiko ungeschickter Schwerpunktsetzung und die Gefahren der Bürokratisierung und einer Entfremdung von nicht schwerpunktgeförderten Gebieten. Gegenmittel sind sorgfältige Vorbereitung der Schwerpunkte in partnerschaftlichem — keineswegs „mäzenatischem“ — Verhältnis zur Wissenschaft; von Zeit zu Zeit Revision der Schwerpunktliste; fachoffene Schwerpunkte, wie zum Beispiel die Förderung von Symposien auf beliebigen Wissenschaftsgebieten; und schließlich, als wohlüberlegte Ausnahme vom Schwerpunktprinzip, die Förderung unkonventioneller Vorhaben, die sich in keinen der laufenden Stiftungsschwerpunkte einfügen und gleichwohl Förderung verdienen.

Seit ihrem Bestehen lag der Stiftung vor allem an interdisziplinärer wie internationaler wissenschaftlicher Zusammenarbeit. So fördert sie ausländische wissenschaftliche Einrichtungen in grundsätzlich gleicher Weise wie deutsche Einrichtungen; vorausgesetzt wird dabei, außer dem Bezug zu einem unserer Förderungsschwerpunkte, eine Zusammenarbeit mit deutschen Wissenschaftlern.

Wie allen Fächern, so steht auch der Kunstgeschichte das Symposien- und das Akademiestipendienprogramm der Stiftung offen. Unter Symposium wird dabei das Arbeitsgespräch verstanden, bei dem nicht mehr als zwei oder drei Dutzend Wissenschaftler, darunter möglichst auch jüngere und Ausländer, ein abgegrenztes Thema erörtern. Das Akademiestipendium, das man auch Forschungsfreijahr hätte nennen können, ist auf den Hochschullehrer und seine Bedürfnisse als Forscher zugeschnitten; es soll ihn instandsetzen, einem selbstgewählten Thema frei von Lehr- und Verwaltungslast nachzugehen; es zielt typischerweise auf den „einsamen“ Gelehrten und konnte daher den Kunsthistoriker besonders locken. Die Förderungsdauer reicht von sechs Monaten (vielleicht im Anschluß an ein Freisemester) bis zu zwei Jahren; die Stiftung übernimmt die Bezüge des Akademiestipendiaten oder seines Vertreters sowie Sach- und Reisemittel, etwa für wünschenswerte längere Auslandsaufenthalte.

Erst mit der Einrichtung des Schwerpunktes „Erfassen, Erschließen, Erhalten von Kulturgut als Aufgabe der Wissenschaft“ im Jahre 1976 hat sich die Stiftung Volkswagenwerk der Kunstgeschichte sichtbar zugewendet, allerdings auch anderen Disziplinen wie der Vor- und Frühgeschichte oder der Volks- und Völkerkunde, denn der Schwerpunkt bezieht sich auf Kulturgut im weitesten Sinn. Bei seiner Einrichtung standen vor allem zwei Überlegungen Pate:

- Unsere Museen (und Archive und Bibliotheken) verfügen über unzugängliche und ungehobene Schätze.
- Die Umweltveränderung weckt den dringenden Bedarf nach Orientierung und damit auch nach „Denkmälern“. Zugleich bedroht oder zerstört sie Denkmäler und andere Zeugnisse der Vergangenheit. Oft geht es um Rettung oder wenigstens um Dokumentation in letzter Minute.

Somit ist dieser Schwerpunkt auch eine Zeiterscheinung. Die manchmal aus den Proportionen geratende Ausstellungstätigkeit gefährdet das Ausgestellte, jene Gegenstände, die die Substanzen der Kunstgeschichte bilden; hier kann die Stiftung Grundlagenforschung zur Restaurierung fördern. Die an sich verdienst- und eindrucksvollen Ausstellungskataloge behindern oft die kontinuierliche Bestandsaufnahme in den beteiligten Museen; hier kann die Stiftung die wissenschaftliche Katalogisierung wichtiger Bestände unterstützen. Die Denkmalpflege ist allenthalben mit der gesetzlich vorgeschriebenen Listenerfassung beschäftigt; hier kann die Stiftung Grundlagenforschung über bestimmte Denkmalsgruppen finanzieren; dergleichen Planungen und Pilotarbeiten oder Modellvorhaben im Vorfeld flächendeckender Inventarisierungen, wie sie es bei der geplanten Denkmäler-Topographie für die Bundesrepublik getan hat, aber beispielsweise auch für die Burgen und Friedhöfe. (Es kann aber nicht Aufgabe der Stiftung sein, dann auch die eigentliche

Inventarisierung zu finanzieren und damit die Unterhaltsträger der Denkmalpflegeämter zu entlasten.)

Im Kulturgutschwerpunkt hat die Stiftung bisher 26 Mio Mark für 130 Vorhaben bewilligt. An vielen dieser Vorhaben sind Kunsthistoriker beteiligt, junge und bemerkenswert engagierte. Hat sie das Studium der Kunstgeschichte hierfür hinreichend vorbereitet? Deckt das Lehr- und Forschungsangebot der Hochschulen den Umgang mit Denkmälern und Museumsschätzen genügend ab? Kümmert sich die Kunstgeschichte ausreichend um ihre gegenständlichen Grundlagen, die künstlerischen Objekte? Unsere vierjährige Erfahrung mit dem Schwerpunkt weckt Zweifel hieran. An den etwa 130 bewilligten Vorhaben sind nur drei Kunsthistorische Institute beteiligt.

Eine weitere Frage: Die deutschen Museen bergen viele und bedeutende Kunstwerke aus außereuropäischen Kulturen. Haben wir diese Kunst schon intellektuell verarbeitet? Sollten vielleicht auch hier neue Brücken geschlagen werden zu Wissenschaftlern aus den Herkunftsregionen, denen solches Kulturgut besonders nahesteht und sich deshalb anders erschließt als uns?

Heine von Alemann (Köln):

*Forschungsinstitute und Forschungsprojekte als Modelle der Forschungsförderung:
Beispiele aus den Sozialwissenschaften und ihre Übertragungsmöglichkeiten
auf die Kunstgeschichte*

Wenn auf dem Kunsthistorikertag erstmals eine Veranstaltung über Forschungsplanung abgehalten wird, dann deutet das darauf hin, daß im Fach selbst Unruhe und ein Gefühl des Unbehagens entstanden sind. Wenn das Thema des Kongresses zugleich lautet „Fragen der modernen Kunstgeschichte“, so kann man diese Blickrichtung auf die Gegenwartskunst hin auch deuten als ein Zeichen dafür, daß sich die Kunstgeschichte auf eine allgemeinere Kunstwissenschaft hin entwickelt, die nicht mehr ausschließlich historisch verhaftet bleibt. Würde man einer solchen Disziplin die Funktion zuweisen, zwischen dem Kunstwerk und dem Kunstbetrachter zu vermitteln, dann bedeutet dies, daß Aufgabe der Kunstgeschichte nicht ausschließlich die Deutung des Werkes selbst darstellt, sondern daß es z. B. eine Rolle spielt, welchem Kunstbetrachter das Werk nahegebracht werden soll.

Man kann die Forschungsmethode einer Wissenschaft nur dann auf eine andere Disziplin übertragen, wenn die Forschungsgegenstände der beiden Gebiete in etwa die gleichen sind. Es wurde herausgearbeitet, daß die Forschungsgegenstände der Soziologie und der Kunstgeschichte außerordentlich verschieden sind. Damit verbietet sich eine unmittelbare Übertragung des Methodenarsenals der Sozialwissenschaften (wie Interview, Inhaltsanalyse, statistische Datenauswertung, usw.) auf die Kunstgeschichte. Die Kunstgeschichte benötigt also ihre eigenen Forschungs- und Planungsmethoden. Sie kann selektiv zweckmäßige Arbeitstechniken aus anderen Disziplinen entlehnen, aber sie muß sie sogleich amalgamieren und den fachspezifischen Forschungsinteressen unterwerfen.

Eine andere Frage ist die nach der angemessenen Forschungsorganisation. Es ist wohl vor allem die Forschungsorganisation und die allgemeine Finanzausstattung, die in der Kunstgeschichte als ungenügend empfunden werden. Planung und Organisation der Forschung setzen eine gewisse minimale Arbeitsteilung im konkreten Forschungsprozeß voraus. Dieses Stadium hat die Sozialforschung insbesondere in der Meinungsforschung inzwischen erreicht. Die Kunstgeschichte hat diese gewissermaßen „technologisch“ bedingte Arbeitsteilung wahrscheinlich noch nicht erreicht, wobei hier allerdings Studien über den Forschungsstand der Kunstgeschichte in einem derartigen organisationssoziologischen Sinne gegenwärtig fehlen.

Die Diskussion über Forschungsplanung hat noch eine recht triviale Voraussetzung, nämlich, daß in einem Fach überhaupt Forschung getrieben wird. Es ist hier nicht der Ort, um über den Forschungsbegriff zu reflektieren. Eine wissenschaftssoziologische Beobachtung soll dies ersetzen: Der Begriff der Forschung ist nämlich kaum älter als 200 Jahre und tauchte nicht etwa zuerst in der Physik oder einer anderen Naturwissenschaft auf, sondern in der Geschichte und der Sprachwissenschaft. Es scheint, daß diese frühe Forschungsorientierung in den Geisteswissenschaften lange Zeit verdrängt worden ist. Bei ihrer Institutionalisierung vor etwa 200 Jahren haben diese Geisteswissenschaften (die Kunstgeschichte eingeschlossen) offenbar eine starke empirische und forschungszentrierte Ausrichtung besessen — zu der sie nur zurückzufinden brauchen.

Eine Vielzahl von praktischen Fragen muß gestellt und beantwortet werden, wenn die Einzelplanung in der Disziplin verstärkt und die Organisation der Forschung verbessert werden soll. Dabei spielt die Frage eine besondere Rolle, ob das Fach seine Forschung eher in der Form von diskontinuierlichen Forschungsprojekten organisieren oder wie bisher überwiegend an den Seminaren und Instituten betreiben soll. Dies setzt eine innerfachliche Diskussion darüber voraus, als wie wichtig die Schwerpunktsetzung betrachtet wird. Eine Projektorientierung erhöht die Flexibilität der Forschung, aber sie setzt Institutionalisierung voraus, weil sie sonst leicht Diskontinuitäten erzeugt und eine Fragmentierung eines Faches bewirken kann.

PROTOKOLL DER VORMITTAGSSITZUNG AM 26. SEPTEMBER 1980: BERUFSSITUATION, BERICHTE UND AUSSPRACHE

Herr Ellger erinnert zunächst an die Vormittagssitzung des Kunsthistorikertages in Düsseldorf. Damals habe man erstmal die Berufssituation erörtert. Das Protokoll wurde in der Kunstchronik veröffentlicht. Da sich in den letzten beiden Jahren nicht viel geändert hat, habe man diesmal nur eine Stunde angesetzt. Wie in Düsseldorf ist es auch jetzt nicht möglich, exakt zu sagen, wie viele Kunsthistoriker gegenwärtig arbeitslos sind, da auch die Zentralstelle für Arbeitsvermittlung in Frankfurt über keine genauen Zahlen verfügt. Waren dort im Herbst 1978 43 Arbeitslose gemeldet, so sind es jetzt mindestens 30, es besteht folglich kein Grund zum Aufatmen.

Im Bereich der Denkmalpflege hat sich wenig geändert. Vornehmlich die inzwischen wirksamen Gesetze, insbesondere das waghalsige in Nordrhein-Westfalen, zwingen zu Personalvermehrungen, wenn sie angemessen erfüllt werden sollen. Diese Zwangslage ist gut für unsere jungen Kollegen, ebenso der Umstand, daß die Arbeit am großen Werk einer Denkmälertopographie für alle Länder der Bundesrepublik, sowie nachzuholende Bestandserfassungen und Auflistungen eine Menge von Zeitstellen erforderlich macht. Dadurch wird es etwas leichter, eine Situation zu meistern, auf die Herr Ellger schon in Düsseldorf hingewiesen hat. Die ungleiche Verteilung der Jahrgänge in den Ämtern bringt es mit sich, daß erst gegen Ende der 80er Jahre wieder Stellen in gewissermaßen normaler, später sogar darüber hinausgehender Zahl frei werden. Es besteht nach wie vor die Aufgabe, eine Vielzahl junger Kollegen zunächst in Serien von Zeitverträgen über die ersten Runden ihres Berufslebens zu bringen, damit sie den für das Metier hochbedeutenden Vorteil reicher fachberuflicher Erfahrung in die Waagschale werfen können, wenn es darum geht, Planstellen zu besetzen.

Geblieben ist in der Sparte Denkmalpflege die Spannweite der Antworten auf die Frage „bekommt ihr die Kunsthistoriker, die ihr braucht“. Die Anziehungskraft der harten, entsagungsvollen, vielfach auf Teamarbeit beruhenden Dienstleistung für Öffentlichkeit und Fach mit ihrer begrenzten Aussicht, sich durch große wissenschaftliche Einzelveröffentlichungen einen Namen zu machen, ist offensichtlich unterschiedlich. Diejenigen Kollegen, die Lehraufträge an den Universitäten haben, können dem etwas entgegenwirken, indem sie den Studenten ein klares Bild über die Tätigkeit in der Denkmalpflege vermitteln.

Herr Bott hat es nicht für notwendig gehalten, über die Situation an den Museen zu berichten, da die Lage unverändert sei. Ebenso hat sich in den vergangenen Jahren nichts im Bereich der freien Berufe geändert.

Herr Kauffmann berichtet über den Bereich der Universitäten, Hochschulen und Institute. Vom 10.—18. 9. 1979 fand in Bologna der Internationale Kongreß statt. Die Teilnahme aus der Bundesrepublik war bedauerlich gering, doch lag dies zum Teil an Kommunikationsschwierigkeiten mit dem Comité International d'Histoire de l'Art. Daß wir lebhaft dafür eintreten, daß auf Kongressen von Deutschen deutsch gesprochen wird (vgl. auch die entsprechenden Bemerkungen von H. W. Kruft im Dezemberheft der Kunstchronik 1979), sollte gerade angesichts des allgemeinen Verfalls von Deutsch als Wissenschaftssprache eigens hervorgehoben werden. Auf der letzten Mitgliederversammlung in Düsseldorf 1978 war gefordert worden, daß sie nicht zur bloßen Formsache degenerieren, sondern auch Berichte zur Kenntnis nehmen sollte, z. B. seitens der Auslandsinstitute. Dies hat sich leider trotz der ergangenen Anregung des Vorstands auch diesmal nicht realisieren lassen, wobei wir besonders bedauern, daß seitens des Florentiner Instituts der Ferienkurs gerade auf die Zeit dieses Kongresses gelegt worden ist. Man sollte den Auslandsinstituten die Bitte des Faches ans Herz legen, Kontakt mit den Kollegen in Deutschland zu halten und uns, wie früher üblich, auch in Zukunft durch Veröffentlichung der Jahresberichte Einblick in die Tätigkeit sowie in die Personalsitua-

tion zu gewähren. Das Fehlen der Jahresberichte des Florentiner Institutes seit 1974 wird von vielen Seiten als empfindlicher Mangel empfunden. Zu bedenken ist, daß dadurch auch eine Behinderung des Nachwuchses eintritt, denn seit nunmehr sechs Jahren ist nicht mehr ersichtlich, welche jungen Forscher in Florenz tätig waren oder sind.

Nach wie vor gilt, daß wir *Dissertationen* und *Habilitationen* anregen und fördern müssen. Immer deutlicher wird der Nachwuchsmangel an habilitierten Hochschul Lehrern, und es würde unser Fach auf Dauer diskreditieren, wenn sich die Meinung verbreiten sollte, für kunstgeschichtliche Universitätslehrer sei es im Gegensatz zu anderen, anspruchsvolleren Fächern gleichgültig geworden, ob ein Professor habilitiert sei oder nicht. Außerdem hat sich die Stellung der Honorarprofessoren und Privatdozenten überall dort verschlechtert, wo es — wie in Nordrhein-Westfalen — zu Einschränkungen in der Lehrvergütung gekommen ist. Als besonders ungerecht und empörend wird man dabei vermerken, daß einerseits in der Öffentlichkeit lautstark eine Förderung des hochqualifizierten Nachwuchses proklamiert, im Stillen aber den echten Privatdozenten, die aus Stellenmangel nach der Habilitation keine Position an ihrer Hochschule bekleiden können, jetzt selbst die bescheidensten Lehrvergütung gestrichen wird. Schließlich wäre hervorzuheben, daß in den Studienplänen zunehmend die Ablegung des Magisterexamens vor dem Dokorexamen gefordert wird, was wir aus berufspolitischen Gründen nicht gutheißen können. Es wurde bereits festgestellt, daß der „Magister“ kaum Berufschancen eröffnet, ihn vor die Promotion zu schalten, erschwert nur diese selbst. Wo das Magisterexamen vor der Promotion als unumgänglich angesehen wird, empfiehlt Herr Kauffmann die Anforderungsschwelle für den Magister möglichst niedrig zu halten.

In der anschließenden Diskussion warnt zunächst Herr Biermann vor dem Glauben, daß die neuen Gesetze auch eine Personalvergrößerung mit sich bringen. Die Finanzminister würden dafür sorgen, daß die Erfüllung der Gesetze möglichst weit hinausgeschoben wird. Das unterstreicht Herr Ellger, es hängt von der Einsicht der Exekutive und den verfügbaren Mitteln ab, ob die benötigten Stellen bewilligt werden. Herr Großmann hält eine verstärkte Ausbildung der Studenten in Richtung auf die Denkmalpflege für wünschenswert. Er bedauert, daß immer weniger Universitätsprofessoren zu den Kunsthistorikertagen kommen und fragt, ob der Verband zu diesem Punkt nicht eine Empfehlung an die Universitätsprofessoren und -dozenten richten wolle. Herr Großmann ist ferner der Ansicht, daß man zur Zahl der arbeitslosen Kunsthistoriker auch diejenigen rechnen müsse, die nur einen Zeitvertrag ohne Aussicht auf eine Daueranstellung hätten. Herr Ellger bemerkt hierzu, daß es inzwischen eine Vielzahl von Denkmalpflegern gäbe, die an Universitäten Lehraufträge hätten. Herr Boeck regt an, der Verband möge verfolgen, daß die Volontariate, die in der Denkmalpflege auf Empfehlung der Kultusministerkonferenz eingerichtet werden sollen, auch wirklich eingerichtet werden. Dazu sagt Herr Ellger, daß die bisherige Situation, bei der die Denkmalpflege einheitlich den Kultusministerien unterstellt war, nicht mehr bestünde. Heute untersteht z. B. die

Denkmalpflege in Berlin dem Bausenator, in Baden-Württemberg dem Innenministerium und in Nordrhein-Westfalen sei sie in das neugebildete Ministerium für Landes- und Stadtentwicklung eingegliedert.

Herr Burbach spricht sich gegen Herrn Kauffmann bezüglich des Magisterexamens aus. Es sei eine Tatsache, daß der Magisterabschluß wenig Berufschancen bietet, aber es sei auch eine Tatsache, daß er in Verbindung mit mehrjähriger Berufspraxis zumindest im städtischen Bereich die gleichen Aussichten wie die Promotion hätte. Herr Schweikhart hält es nicht für wünschenswert, in der derzeitigen Situation eine Empfehlung zu formulieren, weil die Magister- und Promotionsordnungen der einzelnen Fakultäten und Fachbereiche sehr unterschiedlich sind. Herr Biermann sieht auch das Problem, ist aber gegen einen zu niedrigen Ansatz für den Magister, was er anhand der Situation in Mainz erläutert. Herr Ellger betont die herrschende Unklarheit, die auch auf der Seite derjenigen bestünde, die einen Magister einstellen sollen. Herr Kauffmann widerspricht bezüglich der Berufschancen Herrn Burbach, er erläutert die Praxis des Magisterexamens und spricht sich nochmals für eine Empfehlung an die Kollegen aus.

Abschließend erläutert Herr Drexel die Situation aus der Sicht der Zentralstelle für Arbeitsvermittlung in Frankfurt. Solange ein Arbeitgeber auswählen könne, würde er sich in der Regel am höheren Hochschulabschluß orientieren. Die letzte Erhebung habe ergeben, daß ein Drittel mit dem Magister die Hochschule verlassen, zwei Drittel mit der Promotion. In anderen geisteswissenschaftlichen Fächern sei es ähnlich. Er betont, daß im deutschen Bereich der Magister geringer bewertet wird. Zu den ABM-Maßnahmen sagt er, daß sie Magistern und Promovierten die Möglichkeit böten, bis zu zwei Jahren Berufserfahrung zu sammeln. Leider würden diese Maßnahmen den Kreis der Zeitstellen vergrößern. Es sei mehr im Interesse der Zentralstelle, Dauerstellungen zu vermitteln. Herr Schweikhart fragt nach genauen Zahlen von arbeitslosen Magistern und Promovierten und, ob die Zentralstelle Erhebungen über den Stellenbestand und -ausbau vornehmen würde, wobei er sich auf den Bereich der Hochschulen bezieht. Die Zentralstelle sammelt seit Juni von den verschiedenen Dienststellen Zahlen arbeitsloser Kunsthistoriker, im Juni waren es 60, im ganzen werden es wohl 120 sein, davon entfallen 18—20 % auf ABM-Maßnahmen und zwar in einer fachbezogenen Tätigkeit. Herr Drexel betont, daß die Zentralstelle bereit ist, halbjährlich die Zahlen zu übermitteln, allerdings können keine präzisen Zahlen genannt werden, weil die Kunstgeschichte in der Gruppe der Geisteswissenschaften geführt wird. Exakte Zahlen zu errechnen sei Aufgabe des Fachverbandes, wobei die Zentralstelle für Arbeitsvermittlung zu jeder Art von Mithilfe bereit ist.